



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

„Meine Wege sind nicht eure Wege.“

---

erdentlich bange, indem ich verstohlen zusah, denn das Bänklein war hoch, und Franziska stand in großer Gefahr, samt dem Brüderchen im Arm herunterzufallen. Doch Kinder haben einen Schutzengel und schließlich ging alles gut. Jetzt kamen auch die anderen Mädchen an die Reihe. Zuerst half man der siebenjährigen Seraphina, dann der um ein Jahr älteren Euphrosine aufs Bänklein, und jede küßte die Muttergottes einmal, das liebe Jesukind aber dreimal auf den Mund. Die kaum sechsjährige Ludovika wurde zwar auch aufs Bänklein gehoben, allein sie reichte noch immer nicht zum Bilbe hinauf und mußte sich daher damit begnügen, dem Jesukind ein Kußhändchen zuzuwenden. Nachdem dies geschehen, gingen sie hochbefriedigt von dannen und spielten mit Steinchen im grünen Rasen.

Die kleinste und jüngste meiner Dorfschülerinnen ist die noch nicht sechs Jahre alte Domitilla. Das Kind ist ungemein klug und lebhaft und voll treuer Anhänglichkeit an seine Lehrerinnen; sonst aber ist es ein bedauernswertes Geschöpfchen. Den Vater kennt sie gar nicht, und die Mutter nimmt sich des Kindes nicht an, sodaß es Obhut und Pflege bei der Großmutter suchen muß.

Neulich hatte Domitilla ausnahmsweise ein sehr betrübtes Gesichtchen aufgesetzt und saß ganz stille und einsam in einem Winkel des Hofes da. Voll Mitleid fragte ich sie, was ihr denn fehle? Da gab sie mir zur Antwort: „Ich bin nicht krank, aber mein inhliziyo ist ubuhlungu (mein Herz ist betrübt). Die andern Kinder dürfen jetzt bald ihre erste hl. Beichte ablegen, ich aber nicht. Man sagt, ich sei noch zu klein und habe keine Sünden.“ — „Wie, hast du schon Sünden?“ fragte ich die Kleine. — „Ja,“ entgegnete sie treuherzig, „ich habe drei große Sünden.“ Sie blickte sich um, ob niemand in der Nähe sei, und begann dann gleich ihre Beichte: „Ich habe einmal ein häßliches Wort gesagt und geschimpft, auch habe ich gelogen und genascht. O wenn ich nur bald sterben könnte! Die Leute sagen immer, es werde nichts Gutes aus mir werden, und die Großmutter sagt es auch. Erst gestern habe ich es wieder sagen hören, und ich hatte doch gar nichts Böses getan. Du hast in der Schule gesagt, brave, unschuldige Kinder kommen, wenn sie sterben, zu den Engeln in den Himmel; d'rum wäre ich froh, wenn ich jetzt schon sterben könnte, bevor ich, wie die Leute sagen, ganz böse werde.“

Ich tröstete natürlich die kleine Domitilla, ermahnte sie zu willigem Gehorsam und fleißigem Gebet und sagte, daß sie ebenfalls beichten dürfe, sobald sie hinreichend unterrichtet sei. Das gab ihr neuen Mut und bald spielte sie wieder vergnügt mit den übrigen Kindern.

## „Meine Wege sind nicht eure Wege.“

Vom Hochw. P. Maurus Kalus, R. M. M.

Detting, am 26. Juni 1911. — Komme soeben von einem Krankenbesuche zurück. Mein Weg führte über den Hlokoziberg, an dessen Fuß unsere Missionsstation gelegen ist. Droben auf der Höhe schaute ich nochmals um nach den hinter mir liegenden Ingeli- und Drakensbergen, deren schneebedeckte Gipfel in weiter Ferne sich zum Himmel erheben. Dann werfe ich einen Blick nach



Die jüngsten Enkel des Kaisers, Erzherzogin Mathilde und Erzherzog Clemens, gratulieren — in der Tracht des Salzammergutes — zum Geburtstage.

vorwärts und erblicke da einen langen blauen Streifen: den Indischen Ozean. Es geht ein starker Wind, und ich sehe trotz der großen Entfernung auf blauem Grund die am Felsenufer sich brechenden, weißglänzenden Wogen. Die Meeresbrandung dringt zwar nicht an mein Ohr, allein ich kann mir lebhaft vorstellen, welch' ein Brausen und Tosen da drüben herrschen mag, wenn schon hier auf dem Hlokoziberg der Wind es fast unmöglich macht, sich einem andern verständlich zu machen. Wie groß, wie schön und prächtig ist doch Gottes Welt!

Das Ganze weckt neue Bilder in der betrachtenden Seele. Die weißen Bergesgipfel dort oben, die trotz Wind und Sturm unbewegt, in ruhiger Majestät zum Himmel weisen, sind sie nicht ein Symbol der Unschuld, des reinen, ruhigen Gewissens? Das tosende, vom

Sturm durchwühlte, nimmer rastende Meer dagegen, ist es nicht ein Bild einer von bösen Leidenschaften hin- und hergeworfenen Seele, oder auch des irdischen Lebens überhaupt, das ja für Gute und Böse der Stürme so manche in sich schließt? Ja, es gibt der Stürme gar viele im menschlichen Leben, aber auch einen Felsen- grund, auf den der gläubige Christ sich stützen kann.

Kämpfe und Stürme gibt's auch im Leben eines Missionärs. Ich denke da namentlich an die Schule, die jedem Priester und Missionär ganz besonders am Herzen liegt; ist sie doch in der Regel sein Trost, seine Herzensfreude und seine beste Hoffnung für die Zukunft. Begreiflich daher, daß er alles tut, was nur immer in seinen Kräften steht, um einerseits den Eltern Vertrauen zur Missionschule einzulösen, und anderseits den Kindern den Aufenthalt daselbst möglichst interessant, nützlich und lehrreich zu machen.

Zuweilen geht alles gut, doch plötzlich, oft ehe man sich's versteht, erhebt sich ein Sturm. So einen Sturm nenne ich z. B. die Erkrankung eines Schulkindes. In der Tageschule pflegt dies allerdings ziemlich harmlos zu verlaufen; das kranke Kind bleibt einfach zu Haus, damit ist für uns die Sache erledigt. Anders in der Kostschule, denn da müssen wir selbst für eine angemessene Pflege des Kindes Sorge tragen. Wohl sind im allgemeinen die Eltern, falls sie nicht allzu weit entfernt wohnen, gerne bereit, ihr krankes Kind heimzunehmen, ja manche sind darauf ganz veressen. Das Kind muß heim um jeden Preis, es muß in ihrer Nähe sein und nach einheimischer Art kuriert werden! Selbstverständlich können wir aber auf so ein Ansinnen nicht immer eingehen. Da könnte schließlich bei jedem Unwohlsein das Kind nach Hause geholt werden und Woche um Woche, ganz ohne Grund, von der Schule wegbleiben. Andererseits ist aber auch der Fall zu erwägen, daß, wenn sich die Krankheit verschlimmert, oder gar mit dem Tode endet, der Kaiser nur allzu sehr geneigt ist, für Krankheit und Tod seines Kindes die Missionschule verantwort- lich zu machen. Aus vielen Beispielen nur eines:

Am Donnerstag der vorigen Woche hörte ich, ein Schulmädchen, Franziska mit Namen, sei krank. Ich suchte das Kind auf, kann aber keinerlei Gefahr entdecken. Die Schwestern nehmen übrigens das Mädchen in Pflege, und schon nach einer Stunde ruft man mich, ich möge sofort kommen, Franziska schwebt in Todesgefahr. Dem war wirklich so, und ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihr die hl. Sterbesakramente zu spenden.

Unterdessen waren auch schon die Eltern benachrichtigt worden und zur Missionsstation gekommen. Der Vater, ein roher Mensch, wollte das Mädchen um jeden Preis mit nach Hause nehmen. Das war rein unmöglich, doch er wollte das nicht einsehen und ließ kein vernünftiges Wort mit sich reden. Ja, als Schwester Oberin und die Krankenwärterin das Mädchen nach kneippischer Manier „einpacken“ wollten, um es zum Schwitzen zu bringen, riß er das Kind aus den Decken heraus und verlangte, es solle mit ihm nach Hause gehen. Erst, wie er sieht, daß das Kind infolge seiner unsinnigen Behandlung wirklich im Sterben liegt, ruft er die Schwester zu Hilfe, überläßt ihr das Kind und geht heim. Die Mutter dagegen blieb hier. Das Mädchen wurde von den Schwestern wieder in Pflege genommen, und in kurzer Zeit schien alle Gefahr vorüber zu sein.

Am folgenden Morgen hatte sich der Zustand des Kindes schon bedeutend gebessert, doch war es noch immer recht schwach und bedurfte großer Schonung. Da kommt der Vater wieder und erneuert seinen Befehl:

„Das Mädchen muß nach Haus!“ Ich protestiere dagegen; umsonst. Ich hätte noch eher das todtkranke Mädchen transportieren, als mit diesem Menschen ein vernünftiges Wort reden können. Endlich erklärte ich, er möge tun, was er wolle, er habe aber die ganze Verantwortung selbst zu tragen. Schon hatte er ein Pferd herbeiholen lassen und kam nun mit sechs anderen Männern, das Kind mitzunehmen. Doch diese erklärten, es sei unmöglich. Da stand endlich der Vater von seinem Vorhaben ab und trollte allein nach Hause.

Unterdessen hatte sich der Zustand des Kindes, wahrscheinlich infolge der unvernünftigen Handlungsweise des Vaters wieder arg verschlimmert. Jetzt griffen die Schwestern wieder helfend ein, und fast wunderbar schnell erholte sich das kranke Mädchen wieder. Auch am folgenden Tage hielt die Besserung an; das Kind sprach, nahm Speise zu sich und war, wie es schien, außer aller Gefahr. Die Mutter lachte und weinte abwechselnd vor Freude, denn schon drei Kinder hatte sie verloren. Auch der Vater kam wieder; doch war er heute ruhig und zufrieden und gab zu, daß er unrecht getan habe. Ich dankte Gott von ganzem Herzen! Jetzt sahen all' die Leute ein, daß man für ihre Kinder Sorge trage, und daß unsere Krankenpflege offenbar bessere Erfolge erziele, als die ihre.

Und doch sollte es anders kommen! — „Meine Wege sind nicht eure Wege.“ Am nächsten Morgen sehe ich in aller Frühe Schwester Oberin und Schwester Krankenwärterin zu mir kommen. Mir ahnt nichts Gutes. „Was gibt es?“ — „Etwas recht Trauriges: Franziska ist diese Nacht ganz unbemerkt (nur die Mutter war bei ihr gewesen) hinweggestorben.“ — Nun, es war jedenfalls so Gottes Wille; doch welchen Lärm wird nun der Vater machen! Wir wollen übrigens ruhig zusehen; Gott, der uns diesen Sturm geschickt, kann ihn auch wieder stillen. —

Der Vater wird benachrichtigt, kommt — und ist wider Erwarten ganz ruhig. So hat Gott tatsächlich den Sturm schon im voraus gestillt. Er macht alles gut; gewiß war es auch für das Kind das Beste, daß er es so frühzeitig zu sich genommen, denn wer weiß, ob es in späteren Jahren auch eines so stillen, sanften Todes, kurz nach Empfang der hl. Sterbesakramente, gestorben wäre. Drum: „Gottes hl. Wille geschehe an uns überall und allezeit!“ —

### Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Diegner, R. M. M.

Gmaus, 7. April 1910. — Seit einigen Jahren ist Südafrika neuerdings mit einer schweren Viehseuche heimgesucht. Man nennt sie das East-coast-fever, weil die Krankheit von der Ostküste her ins Innere eingeführt wurde, oder auch Beckenpest, weil sie durch eine eigentümliche Zecke, die auf den hiesigen Weidgründen in ungezählten Myriaden vorkommt, von einem erkrankten Tiere auf ein anderes, noch gesundes, verschleppt wird. Gelänge es, diese Zecken zu vertilgen, dann würde die genannte Viehseuche sofort von selbst aufhören. Doch das ist ein Feind, gegen den seines massenhaften Auftretens wegen schwer anzukämpfen ist.

Wohl versuchte die Regierung schon alles Mögliche, dem weiteren Fortschreiten der schrecklichen Seuche Einhalt zu tun, doch bisher mit geringem Erfolg. Da wurden schon viele Tausende von Drahtzäunen gezogen, die angesteckten Bezirke abgeperrt, alle Ochsenfuhrwerke verboten, eine große Zahl weißer und schwarzer Poli-